

Österreichische Verlagsgeschichte: Autorenexport-Literaturimport. In: LESEZIRKEL. Literaturmagazin, Nr. 145, Jahrgang 1985, („Verlage in Österreich“, S. 3–7.)

„Eine auch nur flüchtige Beobachtung zeigt, daß der deutsche Verlagsbuchhandel zu einem wesentlichen Großteil von Werken österreichischer Autoren lebt.“ So geschrieben im „Börsenblatt“ im Jahre 1919. Einige Jahre davor konnte man in der „Festnummer der Österr.-Ungar. Buchhändler-Correspondenz“ ähnliches lesen: „Nach wie vor sehen wir unsere ersten dichterischen Talente den Weg ins Ausland gehen und ihre geistigen Schöpfungen aus Leipzig, Berlin, Stuttgart, München usw. wieder zu uns einwandern“ (1910). Das galt natürlich ebenso für Stifter und Grillparzer wie auch für Schnitzler und Altenberg.

Für diese Inkongruenz: Autorenexport – Literaturimport hatte man auch Gründe oder zumindest Erklärungen anzubieten: die Tatsache, daß der belletristische Verlag in Deutschösterreich „nie sehr entwickelt“ gewesen sei, war beispielsweise auf die „mangelhafte Unternehmungslust der heimischen Verleger“, auf die „Trägheit der Verlegertätigkeit“, auf die „Interesselosigkeit, mit welcher das österreichische Sortiment dem österreichischen Verlag begegnet“, zurückzuführen. Schriftsteller hätten ihre Werke im Ausland verlegen lassen, „weil sie in Wien keinen Verlag von hinreichender Bedeutung fanden bzw. weil „weder Wien noch Österreich überhaupt je einen namhaften belletristischen Verlag aufzuweisen gehabt“ hätten. Als der Berliner S. Fischer Verlag 1918 daranging, eine österreichische Filiale zu gründen, motivierte man diesen Schritt mit dem Argument, daß man etwa drei Dutzend (!) österreichische Autoren im Programm habe.

Um 1905 betrug der Anteil des Deutschen Reiches an der Gesamteinfuhr von Büchern im Durchschnitt 90%. Aber diese Diagnose bedarf einer Ergründung, wobei es gleich gilt, Mißverständnisse auszuräumen. Im fraglichen Zeitraum (19., frühes 20. Jahrhundert) gab es in Österreich eine Vielzahl von ganz bedeutenden *Fachverlagen*, die interessanterweise im Laufe des Jahrhunderts so gut wie ausschließlich von „Zugereisten“, von deutschen Protestanten gegründet wurden und die zugleich Sortiment *und* Verlag betrieben (Gerold, Braumüller, Frick, Manz, Urban & Schwarzenberg, A. Hartleben, M. Perles, Hölder, Fromme, Deuticke usw. usf). Aber wieso lag das Arbeitsfeld bei der Belletristik brach, warum dominierten deutsche Verlage wie S. Fischer, Kurt Wolff, Insel-Verlag, E. Rowohlt, Eugen Diederichs, Georg Müller, L Staackmann und andere den heimischen Markt, warum wurden (vor 1916) belletristische Neugründungen gewissermaßen als „Exoten“ betrachtet? Das Argument mit dem größeren Absatzmarkt und den höheren Honoraren reicht nicht aus.

Vorzeichen späterer Entwicklungen

Ein Blick in die österreichische Geschichte soll das Paradoxon beleuchten und Hemmnisse sichtbar machen. Auf die Gründe dafür, daß Österreich im 18 und 19. Jahrhundert ein Dorado für den Nachdruck war, kann hier nicht eingegangen werden, aber der praktizierte Merkantilismus und die Unfähigkeit, genügend absetzbare Literatur zu

produzieren, scheinen ein Vorbote späterer Entwicklungen zu sein. Während Österreich zentral regiert wurde, war „Deutschland“ in Territorien zersplittert, ein Faktum, das für die Entwicklung von Verlagen der dort ausgesprochen förderlich war. In Österreich war der Verlag stark zentralisiert, in „Deutschland“ hingegen dezentralisiert. Zudem wurde 1869 die Gewerbefreiheit eingeführt, das heißt für den «Verlagsbuchhandel» fielen die Berufsvoraussetzungen Konzession, Prüfung, Kautionsforderung weg.

Befürchtungen des dortigen Buchhandels – und in Österreich dachte man ähnlich –, stark beeinträchtigt zu werden, bewahrheiteten sich indessen nicht. 1872 wurde die Gewerbefreiheit auf das gesamte deutsche Reichsgebiet ausgedehnt. In Österreich tickten die Uhren bis in die Erste Republik anders. Auch die Entwicklung in Richtung des „Nur-Verlegers, also des reinen Verlegers“ statt des „Auch-Verlegers“ setzte viel später ein. Die neue Gewerbe-Ordnung des Jahres 1859 machte den Verlagsbuchhandel (den reinen Verlag kannte man, wie erwähnt nicht) zum konzessionierten Gewerbe, für das, „eine besondere Befähigung“ gefordert wurde. Außerdem hatte man auf die „Lokalverhältnisse“ Bedacht zu nehmen. In der Verleihung von Konzessionen ging man – zu bestimmten Zeiten aus einseharen Gründen – nicht sehr großzügig um.

Im Jahr 1901 schrieb ein Kritiker: „Diese Buchhandlungsconcessionen sind nichts anderes als ein Seuchenherd der Corruption, wer nicht einer Protection sich erfreut, der bekommt keine Concession, mag er zehnmal gebürtiger Inländer sein, mag er den Befähigungsnachweis erbringen wie er will und kann, er mag politisch unbescholten sein wie ein Lamperl, ohne Protection gibt es keine Concession, die Behörden verschanzen sich immer wieder hinter der Ausrede Localbedarf. Wie aber auf diese Ausrede ‚Localbedarf‘ gesündigt wird, hat jüngst erst die Zeit gelehrt“. Noch in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts war manche Entscheidung gegen die Verleihung einer beschränkten Konzession zur Führung eines reinen Verlagsbetriebes staunenerregend.

Die Ablehnung der Gewerbefreiheit ging in Österreich so weit, daß das Inkrafttreten der einschlägigen „revolutionären“ Bestimmungen des neuen Preßgesetzes aus dem Jahr 1922, wonach die Konzessionspflicht für den Betrieb eines Verlags oder einer Buchhandlung (§ 6) aufgehoben wurde, immer wieder hinausgeschoben wurde. Während des „Ständestaats“ begrüßte die Buchhändlerstandesvertretung eine neue Gewerbesperre aufs nachdrücklichste. Wegen der restriktiven Praxis (Verlage und Buchhandlungen wurden gleichbehandelt) blieb dem Werber bzw. dem angehenden Verleger nur noch die Möglichkeit, einen Konzessionsinhaber zu finden, mit ihm zusammenzuarbeiten oder ihn abzulösen, wodurch es zu keiner Konzessionsvermehrung kam.

Mit ein Grund dafür, daß österreichische Verleger des 19. und frühen 20. Jahrhunderts die Belletristik scheuten, waren die berüchtigten Zensurbestimmungen. Das „Damoklesschwert“ war das Preßgesetz vom 17. Dezember 1862. „In dieser Zeit der kleinlichsten Zensur gewöhnten sich die österreichischen Autoren so recht, mit ihrem Werk ins ‚Reich‘ hinaus zu flüchten. Fazit desselben Fachmanns: „Und nun denke man sich erst die Nachwirkung der Zensur auf den geschäftlichen Betrieb der Verleger! Der

österreichische Verleger war ruiniert, wenn mehrere der bei ihm erschienenen Werke verboten wurden. Sein erstes und letztes Absatzgebiet war doch immer das eigene Land; auch hätte es die Zensur kaum zugelassen, daß er die von ihr verbotenen Bücher ausführe. Dem Verleger im Reich bedeutete ein österreichischer Zensurstreich nur den Verlust eines Teiles seines Absatzgebietes, nämlich des österreichischen. So wurde naturnothwendig, solange diese Zensur in Österreich bestand, der österreichische Verlagsbuchhandel niedergehalten, (...)“ (Eckhart, 1919) Auf Grund der Devise: es ist alles verboten, was nicht ausdrücklich erlaubt ist, hielt sich die Risikofreudigkeit der heimischen Verleger vor allem im Bereich Belletristik sehr in Grenzen.

Es gibt nun einen dritten, nicht minder wichtigen Faktor für die unterentwickelte belletristische Verlagsszene, und dieser betrifft Autor wie Verleger: den Urheberrechtsschutz. Obwohl es seit der Jahrhundertmitte (Kaiserliches Patent, 1846) keinen Mangel an Urheberrechtsgesetzgebung gegeben hatte, hinkte Österreich-Ungarn konsequent hinter internationalen Entwicklungen nach. Das internationale Urheberrecht, also die Berner Convention des Jahres 1888 samt allen Reformen, kam völlig ohne österreichische Beteiligung zustande. Vielmehr hat es des Vertrags von St Germain bedurft, bevor Österreich sein Urheberrechtsschutz dem internationalen Standard anpaßte. Ein wesentliches Element des Schutzes war eben die Reziprozität, also die Gegenseitigkeit: die Gleichstellung des ausländischen Autors mit dem einheimischen.

Das war allerdings nur ausnahmsweise gegeben. Carl Junker beschrieb die Lage im Jahr 1900, also vierzehn Jahre nach der ersten Berner Convention, als „katastrophal: Auf der ganzen übrigen Erde ist der österreichische und ungarische Autor vogelfrei; jeder kann ungestraft seine Schriften nachdrucken oder übersetzen, seine Compositionen vervielfältigen und aufführen lassen, seine Kunstwerke nachbilden, ohne ihn für seine geistige Arbeit auch nur im geringsten zu entschädigen. Und gerade unserer Monarchie würde ein besonderer Schutz für die geistige Production nothwendig sein.“ Noch drastischer heißt es bei Junker: „Nach dem früher Ausgeführten kann man mit Fug und Recht behaupten, daß kein Staat von der Bedeutung unserer Monarchie seinen geistigen Arbeitern so wenig Schutz Im Auslande gesichert hat, wie Österreich-Ungarn.“

Hinzu kam das Problem, daß ausländische Werke, die in Österreich-Ungarn geschützt waren, etwa in der Bukowina, in Galizien, in Dalmatien oder Istrien keinen Schutz hatten. Auf Grund der nicht unbeträchtlichen innenpolitischen Spannungen sowie des kulturellen Nachholbedarfs der nichtdeutschen Nationalitäten war eine Verbesserung der Situation kaum zu erwarten. Für den österreichischen Schriftsteller lag es also im ureigensten Interesse, seine Werke eben dort zu verlegen, wo sie auch geschützt waren - im Ausland. Während etwa von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs nur wenige es gewagt haben, einen belletristischen Verlag zu gründen - und solche Ereignisse hatten einen solchen Seltenheitswert, daß sie in den jährlichen Berichten der Handels- und Gewerbekammer in Wien Aufnahme fanden - kam es Beginn der Republik zu einer noch nie dagewesene „Pilzatosphäre“. Wir kommen darauf zurück.

Belletristische Verlage vor 1914

Wie sah die belletristische Verlagslandschaft in Österreich vor 1918 eigentlich aus? Hier sollen einige Beispiele genannt werden, ohne die Tatsache zu verschweigen, daß es zugleich einige renommierte Kunstbuchverlage und enge Bindungen zwischen künstlerischer Ausstattung und Literatur gab (z.B. „Ver Sacrum“, Gerlachs Jugendbücherei).

Den wohl rühmlichsten Versuch, österreichische Autoren und österreichische Literatur zu repatriieren, stellt der im Herbst 1899 vom älteren Bruder Egon Friedells, Oskar Friedmann, gegründete und zunächst im Rahmen der Buchhandlung Leopold Rosner geführte „Wiener Verlag“ dar. Heute sind Werke dieses Verlags vielfach begehrte Sammelobjekte. In den knapp acht Jahren seines Bestehens machte der Verlag aus verschiedenen Gründen Furore im Buchhandel. Auffallend an der Geschichte dieses Verlags sind die für damalige Verhältnisse ausgesprochen extensive und aggressive Werbetätigkeit, der Umfang der Produktion (mindestens 250 Werke), die abenteuerlich-kriminelle Geschäftsführung (die den neuen Inhaber – ab 1902 – den jungen Schriftsteller Fritz Freund letzten Endes wegen selbstverschuldeter Krida hinter Gitter und zwischendurch wegen Pornographie vor Gericht brachte), die Risikofreudigkeit des Inhabers, die Zahl der „Bestseller“ bzw.- Verkaufsnieten.

In den ersten Jahren wurden viele Autoren durch Hermann Bahr vermittelt. Anstelle einer endlosen Liste seien hier einige Autoren stellvertretend genannt Felix Salten, Raoul Auernheimer, Hermann Bahr, Stefan Großmann, Paul Busson, Richard Schaukal, Felix Dörmann, Karl Schönherr. Neben Schnitzlers „Reigen“- (1903) erschien 1906 auch Robert Muslis Erstlingswerk „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“. Großen Erfolg hatte der Wiener Verlag mit zwei Reihen aufzuweisen: 1. mit der „Bibliothek berühmter Autoren“ und 2. mit der „Bibliothek moderner deutscher Autoren“. Von der-Strategie ausgehend, Werke zeitgenössischer Autoren meinem relativ niedrigen Preis herauszubringen, umfaßte die „Bibliothek deutscher Autoren“ Werke von Schnitzler, Hofmannsthal, Salten, Heinrich Mann, Carl Hauptmann und andere.

Besonderes Augenmerk wurde auf die künstlerische Ausstattung gelegt. Buchschmuck und Illustration wurde von arrivierten Künstlern und jungen Talenten besorgt – Emil Orlik, Leopold Forstner, Bertold Löffler. Die atemberaubende Produktion, Freunds dubiose Geschäftspraktiken – etwa sein Umgang mit Urheberrechten, seine Neigung, überhöhte Honorare zu bezahlen –, die vielen Bücherverbote und die verstärkte Werbung für „noch nicht beschlagnahmte“ Bücher, aber auch die vielen „Nieten“ und schließlich die deutliche Abneigung heimischer Buchhändler führten zu einem raschen Ende des Parade-Jugendstilverlags. Österreichische Literatur war fortan praktisch nur mehr aus dem Ausland zu beziehen.

Aufsehen erregte 1911 die Gründung des Artur-Wolf-Verlags, eines bis 1932 existierenden Unternehmens, das sich primär dem „schönen Buch“ widmete und das die Veröffentlichung und Förderung heimischer Autoren nicht in den Vordergrund stellte. So fällt das Erscheinen des Erstlingswerks von Fritz von Herzmanovsky-Orlando, „Der letzte Holzzwerg. Ein Roman dem alten Wien“, 1928, in dieser Hinsicht auf.

1901 eröffneten die Brüder Wilhelm und Philipp Suschitzky gegen den mächtigen Widerstand vor allem der christlichen Antisemiten die erste Buchhandlung im

bevölkerungsreichen Wiener Gemeindebezirk Favoriten. Einige Jahre später wurde der Betriebsgegenstand Buch- und Antiquariatshandlung durch einen nach dem sozialkritischen österreichischen Schriftsteller Ludwig Anzengruber (Anzengruber Verlag Brüder Suschitzky benannten Verlag ergänzt. Das Unternehmen hatte vielfältige Beziehungen zur Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs. In den folgenden 37 Jahren – die Firma durfte 1938 nicht „arisiert“ werden, da die Reichsschrifttumskammer Landleitung Österreich der Ansicht war, es handle sich „um einen jüdisch-marxistisch-pornographischen Betrieb“ (!) – entfaltete der Anzengruber Verlag Brüder Suschitzky eine sehr rege und vor allem vielfältige Tätigkeit, die punktuelle Schwerpunkte aufwies. Die Produktion umfaßte zeitkritische, pazifistische, philosophische, monistische Literatur genauso wie Belletristik, Literatur zu Frauenfragen, zur Friedensbewegung, Werke über Architektur, über das Freidenkertum usw. Was Belletristik betrifft, so zählten Alfons Petzold, Hugo Bettauer; Hans Kirchsteiger, Fritz Wittels und andere zu den Autoren des Verlags.

Zu den wenigen belletristischen Neugründungen zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg zählt der Deutsch-Österreichische Verlag. Die Vorgeschichte dieses seit 1911 bestehenden Unternehmens reicht bis zum Jahre 1842 zurück, und es ging unmittelbar aus der Firma Huber & Lahme Nachf. hervor. Produktionsschwerpunkt war zeitgenössische österreichische Literatur. Es wurde mit großem Elan begonnen, und bis zum Ersten Weltkrieg kam eine große Anzahl von Werken auf den Markt. So erschienen Werke von Alfred Freiherr von Berger, Max Burckhard, Philipp Langmann, Felix Salten, Karl Hans Strobl, Hans Adler, Karl Adolph, Franz Molnar, Fr. Th. Csokor, Arthur Schnitzler, Emil Lucka, Wilhelm v. Appel, Franz Nabl und vielen anderen. Mit Kriegsbeginn fiel die Produktion deutlich ab. Bis 1924 sind, wahrscheinlich nicht wesentlich mehr als ein Dutzend neue Verlagswerke herausgekommen, darunter Bücher von Paul Wertheimer, Erwin Weill und Emil Lucka.

So bestätigt die Ausnahme die Regel, daß es österreichischen belletristischen Verlagen ganz generell nicht gelang, auch bis 1945 nicht, heimische Autoren zu binden. Dieses Faktum wird zwar mehrere Gründe haben, ist aber gewiß auf die relative Kurzlebigkeit der meisten Verlage und die fehlende konsequente Pflege der Verlagsautoren zurückzuführen. So war Thaddäus Rittner, von dem zwischen 1912 und 1922 zehn Bücher im Deutsch-Österreichischen Verlag erschienen, der einzige echte Verlagsautor.

Die Pilzatmosfera der Nachkriegsjahre

Die „Satellitenstellung“ Österreichs auf dem deutschsprachigen Buchmarkt änderte sich sichtlich, wenn auch nicht unbedingt auf Dauer und zum uneingeschränkten Vorteil österreichischer Autoren ab dem Jahre 1918. Dafür kamen auf „Fachverlage“, die sich neue Ziele stecken mußten, um ihre Lebensfähigkeit zu erhalten, größere Probleme zu. Der Zusammenbruch der Monarchie hatte, wie Carl Junker einmal festhält, zur Folge, daß mit einem Schlag alle Werke bei Verlag und Sortiment, die die Existenz der Monarchie zur Voraussetzung hatten, vollkommen wertlos wurden. Das betraf die ganze

militärische Literatur, Schulbücher und hier besonders Geschichts-, Geographie- und Lesebücher, und natürlich die juristischen Fachwerke (Gesetzesbücher u. dgl). Der Absatzmarkt war somit stark zusammengeschrumpft, der Bedarf genauso, die vielen Bücher auf Lager nunmehr Makulatur.

So paradox es auf den ersten Blick erscheinen mag, schossen nach dem Ersten Weltkrieg in der Pilzatmosfera der dauernden Krise die neuen Verlage aus dem Boden. Das alles bei unvorstellbar schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen: Strommangel, Kohlenmangel, Papiermangel, Papierschwartzmarkt, eine den Lohnabschlüssen weit vorausseilende, galoppierende Inflation, ständige Steigerung der Herstellungskosten usw. Dennoch war ein Merkmal dieses komplizierten Zusammenspiels die Tatsache, daß manche Verlage deshalb aufblühen konnten, weil die Erzeugung und Herstellung im Inland in der Relation zum großen Absatzmarkt Deutschland äußerst billig war. Freilich verteuerten sich deutsche Bücher in Österreich, obwohl man die Mär vom „teuren Buch“ mit Hinweis auf die Preisentwicklung bei anderen Konsumwaren widerlegen konnte. Hinzu kommt, daß es in der Inflationszeit in Österreich einen großen Abnehmerkreis für teure Bücher als Kapitalsanlage gab.

Zwei Wiener Unternehmen, die bis zum Eintritt stabiler wirtschaftlicher Verhältnisse (etwa 1924) von der Billigkeit österreichischer Produktion profitieren konnten, waren Manz und der Rikola-Verlag. Als die Inflation in Deutschland einigermaßen unter Kontrolle gebracht wurde, fiel dieser Exportmarkt weg.

Wenn man versucht, die Verlagsneugründungen der Zwischenkriegszeit zu überblicken, fällt sofort auf, daß der Großteil von ihnen in die Zeit zwischen 1918 und 1924 fällt und daß die wenigsten davon die Jahrzehntemitte aktiv überlebten Diese „Leichenparade“ von kleinen und -großkonzipierten Verlagen, die ausgezogen waren, die österreichische Literatur zu pflegen und/oder niveaувollen Lesestoff zu erschwinglichen Preisen zu bieten, ist mit der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung aufs engste verknüpft und in zweiter Linie auf das Scheitern überehrgeiziger Pläne zurückzuführen.

1917 wurde der Amalthea-Verlag in Leipzig durch den Juristen Heinrich Studer gegründet und im folgenden Jahr wurde der Firmensitz nach Wien verlegt. Anfänglich legte Studer den Programmschwerpunkt auf österreichische und schweizerische Autoren und entwickelte eine überaus rege Tätigkeit mit „gehobener“ konservativer Literatur. Im Herbst 1926 hatte man bereits 180 Verlagswerke in einer Gesamtauflage von ungefähr 700.000 Bänden auf den Markt gebracht. Ein weiterer Bestandteil des Programms war neben Almanachen und Mappenwerken eine Vielzahl von Reihen und Serien, darunter „Neue Österreichische Biographie“, „Wiener Drucke“, „Theater und Kultur“; „Amalthea-Bücherei“, „Amalthea-Damenbreviere“, „Seldwyla-Drucke“ usw. Bis etwa 1922/23, als die Verlage auf die Veröffentlichung „moderner“ Autoren mehr oder weniger verzichteten, erschienen Werke von Fr. Th. Csokor, Paul Frank, Hugo v. Hofmannsthal, Alma Johanna Koenig, Max Roden, L. W. Rochowanski u.a. Besonders erwähnenswert ist die Herausgabe und Pflege der Werke des italienischen Literar- und Kulturhistorikers

Benedetto Croce. Verlagsinhaber Studer vertritt eine dezidiert antibolschewistische Linie, und diese seine Einstellung spiegelt sich auch im Programm wider. Zur Zeit der Weltwirtschaftskrise hatte der Verlag u.a. wegen einiger Bankzusammenbrüche um sein Überleben zu kämpfen. Doch der Verlag überstand diese Turbulenzen und die NS-Zeit, als auch den Krieg, der dem Verlag allerdings beträchtliche materielle Schäden zufügte. Nach dem Zweiten Weltkrieg blieb Studer in Wien, wo er den Verlag weiterführte und wo er 1961 starb.

Angeregt durch die lebhaftige Sozialisierungsdiskussion in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg gab es auch in der jungen Republik Österreich einen (kurzlebigen) Versuch, auch die Dichtkunst zu „sozialisieren“. Im Frühjahr 1919 kam es zur Gründung des Genossenschaftsverlags“ durch Alfred Adler, Albert Ehrenstein, Fritz Lampl, Jakob Moreno Levy, Hugo Sonnenschein, und Franz Werfel. Dichter und Denker sollten sich laut Aufruf von der „Hand des Kapitals“, von der persönlichen „Voreingenommenheit“ der Verleger“, dem „Dünkel ich befangener Herausgeber“ befreien; man erklärte sich mit den Proletariern solidarisch, stellte sich zumindest verbal in die „Reihe der Arbeiter“. Der Ertrag aus den Büchern der Klassiker müsse – so wurde gefordert – „den lebenden, kommenden Dichtern: uns und unseresgleichen“ zugute kommen. Gewinne sollten nach einem fixen Schema verteilt werden. Verlagswerke erschienen in der Zeitschrift „Die Gefährten“ (letzte Folge 1922). Der Verlag gab Werke von Heinrich Mann, Otto Stoessl, Albert Ehrenstein, Ernst Weiß, Alfred Döblin, Oskar Kokoschka und anderen heraus, doch scheiterte das Experiment. Übrig blieben unverkäufliche Werke und Schulden. Die Verlagsgenossenschaft erwies sich aus einer Reihe von Gründen als wenig konkurrenzfähig.

Ehrgeizige Pläne

Nach Kriegsende wurde eine Reihe von Verlagen gegründet, die versprachen, das zu schaffen, was man in Österreich bisher und so lange vermißt hatte: einen ordentlichen Verlag für österreichische Schriftsteller. Aber ein solcher müßte langsam aufgebaut werden. Nur reichte in den krisenhaften Nachkriegsjahren die Zeit dazu nicht. Der Verlag der Wiener graphischen Werkstätte basierte auf einer renommierten Buch- und Kunstdruckerei und wurde Ende 1918 gegründet. Die literarische Leitung übernahm der junge Wiener Schriftsteller Fritz Karpfen, die künstlerische Leitung hatte Prof. Bernd Steiner inne. Es wurden nicht nur schön gestaltete Bücher, sondern auch sozial- und zeitkritische Werke produziert. Der Verlag plante und begann mehrere Reihen und Serien, die vielversprechend waren und die die junge Generation österreichischer Schriftsteller zu Wort kommen lassen sollten. So gab es Reihen wie „Die Novellenbücher der Wegewe“ (Hans Steiger, Karl F. Kocmata, Friedrich Wallisch), „Die Bücher des Gewissens“ (Bruno Frei, Johann Ferch, „Die Bücher der Zeit“ (Carl Jul. Haidvogel, Friedl Schreyvogel), „Phalanx. Bibliothek für die Internationale des Geistes“ (geleitet von Josef Kalmer) mit Werken von Maxim Gorki und Leo N. Tolstoi u. a.

1922 begann der Verlag eine auf 12 Bände konzipierte Reihe „Irgendwo und irgendwann. Märchen aus allen Ländern“ mit einer gediegenen Ausstattung: Arthur Stadler, Franz

Wacik und Axel Leskoschek waren für den Buchschmück verantwortlich. Ferner erschienen Werke von Egon Friedell, Max Hayek, Walt Whitman, Anton Kuh (Auswahl der Schriften Ludwig Börnes), Alfred Grünwald und vielen anderen. Aber man machte nicht nur schöne, anspruchsvolle Bücher, sondern auch beträchtliche Schulden. Der Verlag ging 1921 im riesigen Konzern des Richard Kola auf.

Auch der Verlag Frisch & Co. hatte eine eigene Druckerei mit ausgezeichnetem Ruf. Der Gründer Moriz Frisch war übrigens der erste Drucker der „Fackel“ von Karl Kraus. 1919 wurde die Firma wesentlich erweitert, um sich vollkommen der Verlagstätigkeit zu widmen. Man war voll ehrgeiziger Pläne, die der 25 Jahre alte Leo Schidrowitz verwirklichen sollte. Die geplanten und z.T. auch begonnenen Reihen kannten kein Ende. Egon Friedell sollte die Monographiensammlung „Das Geisterschiff“ herausgeben, doch kam sie nicht zustande. Für junge Schriftsteller aus der „alternativen“ Szene schuf man die Reihen „Die lebendige Dichtung“ und „Die seltsame Erzählung“, doch kam schon 1920 das Ende nach einer Handvoll Publikationen. „Vesperdrucke“. Menschenbücher der Weltliteratur“, „Das weise Buch“, „Das spannende Buch“, „Menschen der Kunst“, „Bücher der Klarheit“, „Bücher für Frieden und Freiheit“ und wie die Reihen alle hießen, brachten es aber nur auf einige wenige Folgen. Nach Jahren relativer Untätigkeit mußte der Verlag 1926 in den Ausgleich gehen.

Der Literaria-Konzern unter der Leitung der Brüder Robert und Erwin Müller zog Anfang der zwanziger Jahre aus, den ganzen Buch- und Verlagsmarkt gründlich umzukrempeln. Ein „amerikanischer“ Stil sollte einziehen, alles sollte nun dynamischer werden. Eine Zeitlang kam viel Neues in Bewegung. Es wurde sukzessive ein Großkonzern geschaffen, der Nachrichtendienste, Auslieferung, Verlag, Zeitschriften (etwa „Die Muskete“) Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb, Buchhandel, Werbeagentur und anderes mehr umfaßte. Doch scheiterte die Großaktion innerhalb weniger Jahre. Tochtergesellschaften mußten abgestoßen werden, und der Konzern selbst wurde um die Jahrzehntmitte demontiert und von der Zentralgesellschaft für buchgewerbliche und graphische Betriebe A.G. aufgefangen. Angesichts der Tatsache, daß mindestens zwei andere große Verlagskonzerne (Rikola, Wila) einen ähnlichen Diversifikationsehrgeiz entwickelten, wurde der österreichische Markt viel zu klein: alle drei Firmen gingen unweigerlich unter.

Große Hoffnung setzte man allgemein in den Ende 1920 mit viel Begleitmusik gegründeten Rikola-Verlag des „Finanzgenies“ Richard Kola. Das lesehungrige Volk sollte anspruchsvollen Lesestoff endlich wieder zu erschwinglichen Preisen bekommen, und junge österreichische Autoren sollten endlich einen soliden Verlag finden. In der Tat entwickelte der Rikola-Verlag eine für Branchenkenner schwindelerregende Produktion, die sehr viele junge Österreicher (darunter Egmont Colerus, Paul Busson, Felix Braun, Robert Hohlbaum, Arnold Höllriegel, Emil Lucka, Gustav Meyrink, Leo Perutz und zahlreiche andere) umfaßte. Und in der Kola-eigenen Presse waren die Verlagswerke einer freundlichen Aufnahme gewiß. Die Produktion im ersten Jahr (1921) machte nicht weniger als 106, im letzten Jahr (1925) kaum ein Dutzend Titel aus. Der Rikola-Verlag versuchte sein Glück mit Reihen wie „Romane und Bücher der Magie“, „Romantik der

Weltliteratur“, „Die gute alte Zeit“ und gewann klingende Namen wie Gustav Meyrink, Fr. K. Ginzkey, Adam Müller-Guttenbrunn und andere für die Herausgeberschaft.

Die „Erfolgreichen“

Der 1919 von Ernst Peter Tal gegründete E. P. Tal & Co. Verlag überlebte nicht nur die bereits erwähnten Verlage, er überstand die diversen im Fall von sogenannten „Judenverlagen“ aus Österreich von der Reichsschrifttumskammer praktizierten Schikanen Mitte der dreißiger Jahre und den „Anschluß“ 1938. Tal, der 1936 unerwartet im Alter von 48 Jahren starb, war einer der wenigen Verlegerpersönlichkeiten, die Österreich in der Zwischenkriegszeit aufzuweisen hatte. Dadurch; daß er nicht- wie manche Kollegen - sofort aufs Gänze ging und in den ersten Jahren finanzielle Rückendeckung durch der stillen Teilhaber Carl Seelig in Zürich genoß, konnte er mit Einschränkungen die Stürme der Inflationszeit bewältigen.

Von der umfangreichen Produktion seien hier nur ein paar Autoren genannt. Besonders stolz war man auf die Serie „Die zwölf Bücher“, die von Carl Seelig finanziert und betreut wurde. Der Erfolg der Krimiserie „Die rotblauen Bücher“ ermöglichte es dem Verlag; aufwendigere und anspruchsvollere Bücher zu finanzieren. Erwähnenswert ist die Pflege der ausländischen Literatur. So kamen Werke von Somerset Maugham, D.H. Lawrence, Claude Anet, Sinclair Lewis, Thornton Wilder u. a. heraus. Ab 1933 übernahm der E. P. Tal-Verlag bis zu einem gewissen Grad die Funktion eines „Emigrantenverlags“, in dem er in Deutschland indizierte Autoren, die von anderen heimischen Verlagen nicht behalten wurden, verlegte. Tal war auch bereit, das Risiko einzugehen, verbotene Autoren in Koproduktion mit dem Amsterdamer Allert de Lange-Verlag zu verlegen. Beispiele: Max Brod, Otto Brod, Gina Kaus, Vincenz Brun (d.i. Hans Fleisch-Brunningen) und andere. Der Verlag wurde 1938 „arisiert“ und 1939 in Alfred Ibach Verlag umbenannt.

Mitte der zwanziger Jahre wurde der Herbert Reichner Verlag gegründet. Der Leitspruch des jungen, 1899 geborenen Verlegers lautete: weniger Bücher, dafür aber schöne. In den Anfangsjahren war Reichner primär an bibliophilen Publikationen interessiert, doch begann er etwa ab 1933 auch Belletristik und wie andere österreichische Verlage in dieser Zeit auch vielfach Übersetzungen zu verlegen. Neben anderen bibliophilen Werken gab Reichner auch die sehr angesehene Zeitschrift „Philobiblon“ heraus.

Sein erfolgreichster Autor war mit Abstand Stefan Zweig, der - so wird kolportiert - den Verlag teilfinanzierte. Bei Reichner ließ er bis 1938 alle seine Werke in deutscher Sprache erscheinen. Auch Elias Canettis Roman „Die Blendung“ erschien bei Reichner. Der Verleger und seine Frau könnten unmittelbar nach dem „Anschluß“ in die Schweiz fliehen und später nach Amerika auswandern. Der Verlag, der unter kommissarische Verwaltung kam, wurde nach vielen Jahren liquidiert.

Der bedeutendste, wirtschaftlich erfolgreichste und größte belletristische Verlag in Österreich während der Zwischenkriegszeit war der Paul Zsolnay Verlag. Er wurde 1924

vom gelernten Landwirt, und Absolventen der Hochschule für Bodenkultur Paul Zsolnay gegründet: Mehrere Faktoren haben beim Erfolg mitgewirkt, nicht zuletzt die Persönlichkeit Zsolnays und die seines literarischen Leiters Felix Kostia-Costa. Von Vorteil scheint auch der Zeitpunkt der Gründung gewesen zu sein. Zum einen wurde der Verlag gegründet, als andere bereits genannten Inflationsgründungen bereits auf dem Totenbett lagen und als geordnete wirtschaftliche Verhältnisse sich abzeichneten. Der Paul Zsolnay Verlag wurde auch gewissermaßen zum „Erben“ des an der Inflation in Deutschland laborierenden Kurt-Wolff-Verlags. Der neugegründete Zsolnay-Verlag könnte nun bessere und sicherere Konditionen bieten als Wolff. So erschien als erstes Verlagswerk im April 1924 der Verdi-Roman vom ehemaligen Wolff-Autor Franz Werfel. Heinrich Mann und Max Brod wechselten ebenfalls zu Zsolnay und konnten dort bis 1933 bleiben. Einen besonders großen Erfolg hätte der Verlag mit ausländischen Autoren, so z.B. John Galsworthy, H.G. Wells, A. J. Cronin, Theodore Dreiser, Colette und vielen anderen. Internationale Literatur blieb ein wichtiger Programmpunkt durch fast zwei Jahrzehnte. Aber auch dutzende (junge) Österreicher wurden bei Zsolnay verlegt, darunter Leo Perutz, Franz Theodor Csokor, Egmont Colerus, Hans Kaltneker, Hilde Spiel, Friedrich Torberg und Grete Urbanitzky.

Am Scheideweg

Die Jahre 1933–1934 führten für eine Reihe von österreichischen Verlagen, die den überwiegenden Teil ihrer Produktion im Deutschen Reich absetzten und die zudem unerwünschte und/oder indizierte Autoren unter Vertrag hatten, zu einem Scheideweg. Solche wirtschaftlich von Deutschland abhängige Verlage mußten Kompromisse schließen, Zugeständnisse machen und fallweise mit den deutschen Behörden im Reich und in Wien engen Kontakt pflegen. Auf die Weltwirtschaftskrise folgte nämlich das Zeitalter der politisierten Literatur. („Verlag und Politik“ war übrigens der Titel einer Überschrift in Paul Zsolnays unveröffentlichter Autobiographie). Freilich haben manche österreichische Verlage die bereits einen einschlägigen politischen Kurs verfolgt hatten, keinen Anlaß zu einer Umstellung gehabt. Zu nennen wären Anstalten wie der Leopold Stocker Verlag, der Augarten-Verlag, der Adolf-Luser-Verlag, der Eckart-Verlag, der Verlag „Das Bergland-Buch“ und andere.

E. P. Tal & Co. war insofern eine Ausnahme, als er mehrere in Deutschland nicht mehr absetzbare österreichische Autoren übernahm. Zsolnay stand kurzfristig die Möglichkeit offen unerwünschte Verlagsautoren in seiner schon seit 1929 in der Schweiz bestehenden „Bibliothek zeitgenössischer Werke“ unterzubringen. Dies geschah nur bis 1935. Entgegen den damals vielverbreiteten Ansichten handelte es sich nicht von vornherein um einen „Ghetto-Verlag“ oder einen „Exil-Verlag“.

Das Programm des Zsolnay-Verlags änderte sich durch ein auffallendes Kommen und Gehen ab 1934. Unter welchen Umständen und mit welchen Gefühlen auch immer sie den Verlag verließen, war kein Platz mehr für Autoren wie Heinrich Mann, Max Brod, Robert Neumann, Emil Ludwig, Schalom Asch und andere. In den Verlag neu aufgenommen wurden 16 sogenannte „nationale“ österreichische Autoren (darunter Karl Hans Strobl, Franz Spunda, Otto Emmerich Groh, Wladimir von Hartlieb, Friedrich

Schreyvogel, Erika Spann(-Rheinsch). Josef Weinheber sprach diesbezüglich von „lauter mittelmäßige(n) ‚Nationalen‘“. Der vielbeschriebene P. E. N.-Kongreß in Ragusa im Mai 1933 bedeutete nicht nur eine ideologische Spaltung und eine Spaltung in Nutznießer und Verfolgte des Nazi-Regimes. Die Hauptkontrahenten waren fast alle Zsolnay-Autoren. Vertreter der neuen Autoren betrachteten den Verlag 1935 als den einzig wirklich gleichgeschalteten kulturellen Betrieb in Österreich. Aber es würde hier den Rahmen sprengen, wollte man über das Verhalten des Paul-Zsolnay-Verlags gegenüber dem NS-Regime referieren. Festgehalten werden soll die Tatsache, daß dem Verlag ab 1934 auf Grund der eingetretenen internen Änderungen vorgeworfen wurde, „eine getarnte nationalsozialistische Kulturorganisation“ zu sein und daß die Sicherheitsdirektion zwar alle wesentlichen Vorwürfe in einer Anzeige bestätigen konnte, aber letztlich die Feststellung Zsolnays akzeptieren mußte, wonach er keine Bücher verlegt hätte, die dem Nationalsozialismus huldigten oder Österreich verunglimpften. Der Zsolnay-Verlag stand von zwei Selten her unter Beschuß. Für rabiate Antisemiten im Reich wie Will Vesper war der Zsolnay-Verlag trotz der Aufnahme sogenannter nationaler Autoren noch immer in seinen Worten ein „Judenverlag“. Österreichische Antifaschisten warfen ihm eben diese neue Verlagslinie vor.

Nach dem „Anschluß“ spielte sich die „Arisierung“ ganz anders ab, als man es von anderen belletristischen und in jüdischem Besitz befindlichen Verlagen her gewöhnt ist. Es erfolgte allem Anschein nach eine „Scheinarisierung“. Am 16. März 1938 stand der Verlag unter kommissarischer Verwaltung, was an sich nichts Ungewöhnliches war. Bis zur endgültigen Emigration nach England im Frühjahr 1939 leitete Zsolnay, der im Unterschied zu vielen Branchenkollegen, das Glück hatte, nicht schon längst in einem KZ zu sein, den Verlag weiter. Im Jahre 1941 – und so lange ließen sich die wahren Besitzverhältnisse nicht annähernd klären – wurde der florierende Verlag von einem Reichsdeutschen namens Karl Heinrich Bischoff zum Okkasionspreis übernommen. Die Paul-Zsolnay-Verlag A.G. wurde im Februar 1943 für amtlich aufgelöst erklärt. 1946 wurde der Paul-Zsolnay-Verlag als Ges. m b.H. gegründet. Paul Zsolnay starb 1961.

Daß Österreich nach der Machtübernahme Hitlers für das, was man gemeinhin unter „Emigrantenv Verlag“ oder „Exilverlag“ versteht, keinen besonders guten Boden bieten konnte, ist einleuchtend. Drei deutsche Verlage haben sich allerdings in etwas abgewandelter Form ab 1935 in Wien etabliert und mit unterschiedlichem Erfolg gearbeitet: Der Bastei-Verlag des ehemaligen Piper-Verlags-Geschäftsführers Dr. Robert Freund, der Thomas-Verlag Jakob Hegner (ehemals Verlag Jakob Hegner, Hellerau) und der Bermann-Fischer-Verlag (der Bestände des S. Fischer-Verlags nach Wien transportieren durfte. Alle kamen zusammen mit vielen anderen Verlagen wie dem Phaidon-Verlag, dem R. Löwit-Verlag unter kommissarische Verwaltung und wurden früher oder später liquidiert.

Der Beruf des Verlegers oder Buchhändlers in Österreich war ab Mitte März 1938 – so man nicht über die „richtige“ Konfession und die „richtige“ Gesinnung verfügte, einfach lebensgefährlich. Wer nicht wie Gottfried Bermann-Fischer, Herbert Reichner, Bela Horowitz, Otto Kallir-Nirenstein, Frederick Ungar, Fritz Freund usw. rechtzeitig oder unter anderen „glücklichen“ Umständen später fliehen oder wer nicht wie Paul Zsolnay scheinbar ungefährdet arbeiten konnte, der kam in dem einen Fall früher, in dem anderen Fall später in einem KZ um. Im Jahr des Buchhandelsjubiläums 1985 vergaß man lieber auf sie.